

# Man muss leben weiter, kannst nichts machen

Ein Altenheim in Haifa. Die Bewohner erinnern sich an Elektrozaune und Todesmärsche. Und erzählen vom Trost in der Gemeinschaft.

VON JÖRN KLARE

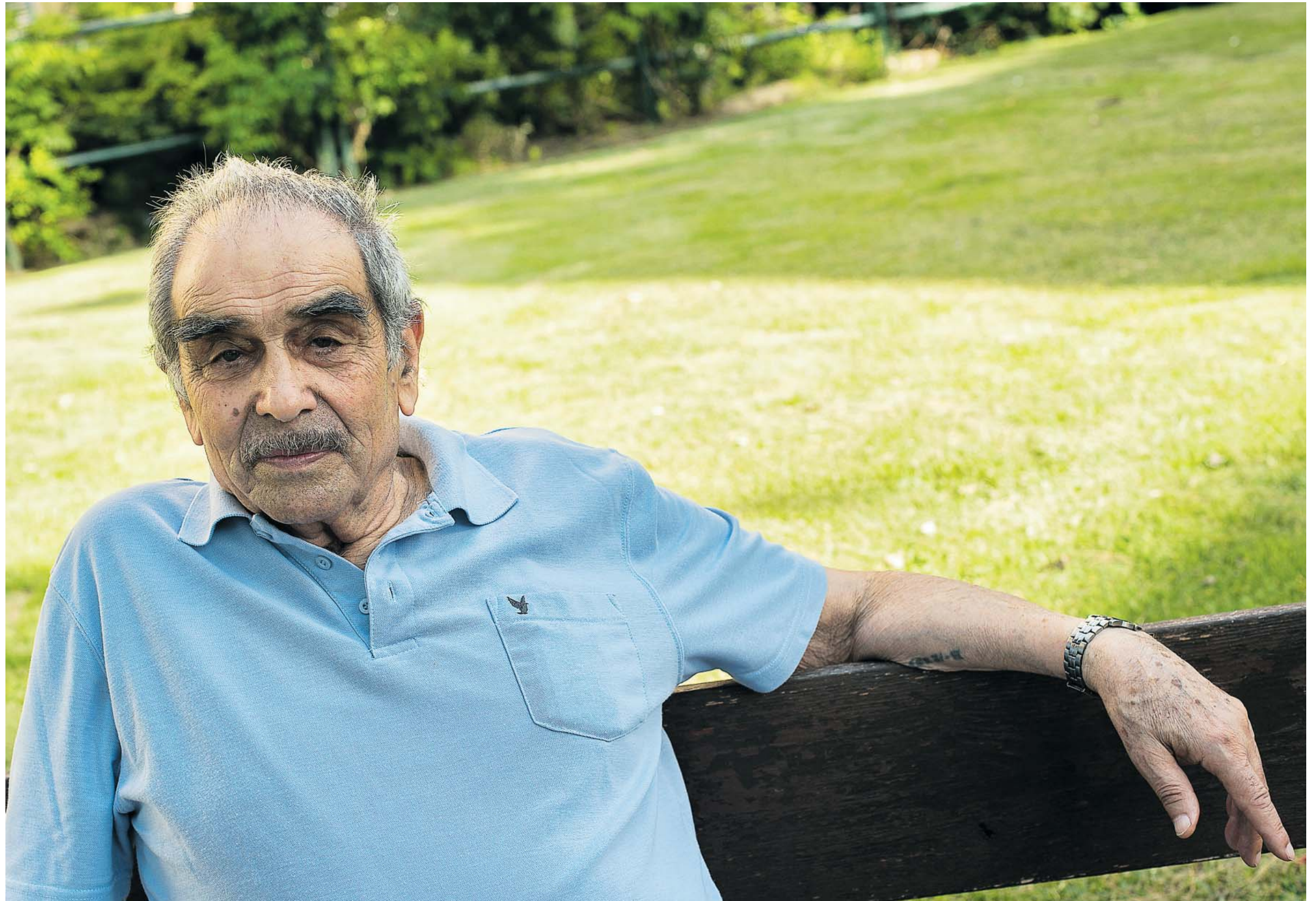
Im Sessel neben uns sitzt ein schöner alter Mann. Er hört uns reden, rutscht näher, spricht uns an. Zuerst entschuldigt er sich für sein „schlechtes Deutsch“. Er habe es „im Lager“ gelernt. Sein Lächeln ist sehr freundlich. Auf seinem linken Unterarm steht: „B 12339“, kaum zwei Zentimeter hoch, kaum sechs Zentimeter lang. Die Tätowierung wurde ihm in Auschwitz in die Haut gestochen. Im Jahr 1944. Hermann Spiegel, geboren in Karpatoruss, war 16 Jahre alt. Seit über 60 Jahren ist sein Name Chaim Shefi.

Auf einer Bank draußen sonnt sich Dina Doron, eine zarte, sehr gepflegte, sehr aufmerksame Dame. Neben ihr steht der Rollator. Doron ist 90 Jahre alt. Ihr Deutsch ist perfekt. Es ist ihre Muttersprache. Bis 1934 lebte sie in der ostpreussischen Kreisstadt Gumbinnen. Sie erzählt von einem Schulaufsatz, Thema: „Adolf Hitler, der Retter unseres deutschen Vaterlandes“. In ihrer Klasse war die elfjährige Doron das einzige jüdische Mädchen. Sie bekam eine Eins plus, die beste Note. Die Mutter war stolz, dass die Tochter trotz allem zu so einer Leistung fähig war. Später konnte sie für ihr einziges Kind die Ausreise ins britisch besetzte Palästina organisieren. Am 23. Dezember 1935, knapp 13 Jahre vor der Gründung des Staates Israel, landete Doron mit einem Schiff aus Triest in Haifa. Ihr Onkel, der die Ausreise ermöglicht hatte und sie am Hafen abholte, wurde ein paar Jahre später von Arabern erschossen. Doron schaut sich um. Auf den Bänken sitzen Frauen und auch ein paar Männer, allein oder miteinander im Gespräch. Keiner ist jünger als achtzig. „Jeder in diesem Haus hat eine Geschichte, von hier bis ich weiß nicht wo“, sagt Doron. „Das sind alles verletzte Menschen.“

Das Haus, in dem Shefi, Doron und die anderen in kleinen betreuten Apartments leben, heißt Pisgat Achusa. Ein gut ausgestattetes „Eldernheim“ für 80 Menschen, das vor gut 17 Jahren von der „Vereinigung der Einwanderer aus Mitteleuropa“ in den über Haifa liegenden Karmel-Bergen gebaut wurde.

Jetzt nähert sich erst mal, mit kleinen Schritten, Joren Normann der Bank, auf der Doron sitzt. Normanns Make-up steht für Freude an bunten Farben. Sie hat Schmerzen in den Füßen, seit Jahren schon. Trotzdem verzichtet sie auf einen Rollator. Normann ist etwas füllig und auf eine ganz wunderbar zarte Art kokett. Doron erzählt von einem Fernsehbericht über einen alten Nazi, der kürzlich verhaftet wurde. „Man findet noch immer welche“, sagt sie. Normann erwidert, es habe auch Deutsche gegeben, die den Juden geholfen hätten. Doron antwortet mit der Geschichte eines Onkels, dem die Füße in einem Versteck abgefroren sind, das ihm seine Freundin verschafft hatte. Darauf erinnert Normann an ihren verstorbenen Ehemann, der den Krieg als Einziger seiner Familie, als Einziger seines Dorfes und als Einziger seiner Partisanengruppe überlebte. Dann sagt sie noch, dass sie nichts gegen Deutsche habe. Später wird sie versuchen, uns von dem Greuel zu erzählen, den sie selbst erlebt hat, und keine Worte dafür finden. Aber erst einmal wird sie von Doron unterbrochen: „Genug hast du geredet. Das regt nur auf.“

Normann lädt uns zum Essen in den großen Speisesaal im Souterrain des Heimes ein. Normann ist eine hartnäckige Gastgeberin. Unablässig holt sie mit kleinen Schritten neue große Haufen Nudeln, Fleisch und Salat vom Buffet und schaufelt sie auf unsere Teller. Währenddessen fragt sie immer wieder, woher der Hass gegen die Juden komme. Sie besteht darauf, dass die Wehrmacht genauso grausam war wie die SS. Und dass die jüngeren Generationen in Deutschland keine Schuld tragen. Dann springt sie auf, um eine ehemalige KZ-Inassin an unseren Tisch zu bitten. Eine sehr magere, offensichtlich kranke Frau. Sie weigert sich, Normann zu folgen, was die nicht ak-



Als Hermann Spiegel in Auschwitz: Chaim Shefi erzählt von Dr. Mengele, der ihm mit einer Peitsche den Weg in die Gaskammer wies. Nur durch Geschick und Zufall entkam er.

Foto Ahikam Seri

zeptieren will. Fast kommt es zum Streit. Ein schrecklicher Moment, das einzige unangenehme Erlebnis des ganzen Besuches. „Vergessen kann man nicht“, sagt Normann in der ihr eigenen Diktion. „Man muss leben weiter. Kannst nichts machen.“

Chaim Shefi sitzt mittlerweile in seiner kleinen, modernen Zweizimmerwohnung, in der er mit seiner Frau lebt. Sie leidet an De-

menz. Eine Enkelin ist zu Besuch, eine strahlend schöne Frau Anfang 20. Shefi spricht von Dr. Mengele, der ihm in Auschwitz mit einer Peitsche den Weg in die Gaskammer gewiesen hatte. Dann erzählt er, wie er auf den Wink eines Freundes hinter Mengeles Rücken in einem einzigartig günstigen Moment die Seite gewechselt hat. Von der Reihe, die vor der Gaskammer stand, zu der Reihe, die ins Lager

durfte. Dort traf er auf einen Kapo, der es schätzte, dass Shefi Ungarisch, Polnisch und Jüdisch sprach und dazu noch Deutsch verstand. Das verschaffte ihm Arbeit in der Lagerküche und sicherte zumindest für den Anfang Shefis Überleben.

Davon will Shefi erzählen, und von allem anderen auch. Von seiner Odyssee, den Lagern Sachsenhausen und Landsberg, der Arbeit an einer unterirdischen Fabrik, den schweren Zementsäcken, die sie schleppen mussten, den Arbeitern, die, wenn ihnen ein Sack abrutschte, lebend in das große Mühlwerk geworfen wurden. Schließlich kommt Shefi mit seinen Erinnerungen und seiner Erzählung in Dachau an. Von den 500 Kindern, mit denen er zuletzt noch unterwegs war, lebten nur noch 80. „Und in Dachau...“, die Enkelin greift nach seiner Hand, sie kennt die Geschichte. In Dachau bekam jeder beim Betreten der Baracke eine Tagesration Brot. 150 Gramm, die Shefi in der offenen Hand hielt, bis die Hand eines anderen Gefangenen ihm sein Brot stahl. Das Brot, ohne das kein Leben möglich war.

Shefi, wehrlos, ging nach draußen: „Ich habe mich weggesetzt und geweint.“ Wie auch jetzt. Vor der Baracke tauchte ein anderer Mann auf, ein „holländischer Jude“. Er fragte nach Shefis Kummer, hörte die Geschichte, griff in seine Tasche und schenkte dem Jungen sein eigenes Brot. Dann fiel er tot um. „So etwas“, sagt Shefi, dem die Enkelin ein Taschentuch gereicht hat, „so etwas kann man nicht vergessen.“

Im langen hellen Gang schiebt Etna Weinstein ihren Rollator mit kleinen Schritten vor sich her. Ihre Haare sind frisch geföhnt und frisch gewellt. Sie kommt vom Friseur und macht eine kleine Pause vor dem Spiegel. In den zwanziger Jahren wurde sie in Berlistok im damaligen Weißrussland geboren. Sie lächelt sich zu und sagt: „Ich bin gebaut von Eisen.“ Dann erzählt sie vom Winter 1941/1942, von der Flucht vor den Deutschen, dem Schnee, der bis zur Brust reichte, den Russen, die sie, die damals überzeugte Sozialistin, nicht über ihre Grenze lassen wollten, den Bauern, an deren Türen sie vergeblich klopfte.

Ihre Erinnerungen, sagt sie, sind ein Filmband mit zu vielen Bildern. „Wenn ich daran zurückdenke,

kann ich mir nicht vorstellen, was eigentlich ein Mensch ist.“ Weinstein glaubt, dass die Menschen es mögen, wenn ein anderer leidet. Dass „der Mensch schlecht ist“. Wieder ein Blick in den Spiegel und die Frage: „Wie sähe ich heute aus ohne all das Leiden?“ Sie richtet sich auf und schiebt ihren Rollator weiter, mit durchgedrücktem Kreuz und kleinen Schritten.

Weinstein ist in ihrem Zimmer angekommen. An den Wänden hängen von ihr selbst gemalte Bilder, auf dem Tisch liegen viele Fotos. Kinder, Enkel, Urenkel. Viele haben studiert und auch promoviert. Sie sind Weinstains Stolz und wie allen hier im Haus, die nach ihrem Leid eine Familie gegründet haben, noch viel mehr als das. Unter den Fotos in Farbe liegen die in Schwarzweiß. Da ist der Bruder, den die Russen mit kaum 17 Jahren in ihre Armee gezwungen haben. Weinstein weiß nicht, wo, wann oder wie er gefallen ist. Eine andere Aufnahme: die Schwester, der Schwager und ihr Kind auf einer Schlittschuhbahn. Umgekommen in Auschwitz. Die Schwester teilte ein Schlafbrett mit einer Freundin Weinstains, was den beiden Frauen aber erst nach zwei Jahren im Lager klarwurde. Die Freundin hat überlebt und es Weinstein später berichtet. „Im Lager hat man nicht miteinander gesprochen“, sagt sie. „Man wusste nicht, wer die Leute neben einem sind.“ Die Schwester rannte später in den Lagerzaun. Sie wusste, dass der Strom, mit dem er geladen war, sie töten würde.

Weinstein selbst wanderte, von den Russen abgewiesen, ins 600 Kilometer entfernte Vilnius, wo sie sich sofort in einer zionistischen Organisation engagierte. Später gelang ihr die Ausreise nach Moskau, von da aus ging es über Odessa nach Konstantinopel, wo sie mit ihrer Gruppe wochenlang auf die Genehmigung der Briten für die Einreise nach Palästina warten mussten. Haifa erreichte sie schließlich auf dem Landweg über Damaskus und Beirut. Die erste Zeit war hart. Sie wurden in einer alten Scheune in Quarantäne gesteckt, schliefen auf dem Boden, wärmten sich mit Stroh. „Ich kann nicht sagen, ob ich glücklich war. Aber ich fühlte mich sicher.“

Bevor Chaim Shefi die Geschichte seiner eigenen Rettung erzählen kann, trinkt er in großen

Schlucken ein Glas Wasser. Dann berichtet er. Wie sie in Dachau in Eisenbahnwaggons geworfen wurden, die Richtung Österreich fuhren. Ende April 1945 war das. Anfang Mai landeten sie in der Nähe von Seefeld. Tagelang hatten sie nichts gegessen, kaum etwas getrunken, in der Nacht, die sie in ihrer dünnen Häftlingskleidung auf einem offenen Feld verbrachten, schnitte es. Am nächsten Morgen wurden sie weitergetrieben. 12.000 Häftlinge auf dem Todesmarsch durch Seefeld. Es war der 8. Mai. Da stand auf dem Balkon im zweiten Stock eines Hotels ein SS-Offizier. Er verkündete die Kapitulation Deutschlands und: „Alle Häftlinge sind frei.“

„Die Menschen um mich herum“, sagt Shefi und greift wieder zum Wasserglas, „sind gestorben wie die Fliegen. Das Herz konnte es nicht aushalten, dass wir frei sind.“ Andere sah er kurz darauf verrecken, als sie sich die ausgehungerten Bäuche vollschlugen. Shefi überlebte all das, selbst noch den schrecklichen Typhus, mit dem er sich infizierte. „Ich habe viel Glück gehabt.“ Niemals hatte er, der als Einziger seiner Familie überlebte, damit gerechnet, so alt zu werden.

Auf der Terrasse der heimeigenen Pflegestation sucht Susanne Reiß einen Platz im Schatten. Reiß wurde 1925 in Breslau geboren. Sie lebt nicht im Heim, dafür aber ihr Mann, ein gebürtiger Hamburger. Reiß besucht ihn jeden Tag. Eine schmale, resolute Frau mit einem wachen, fast schon nervösen Blick. Ihre Erinnerungen kreisen um den 10. November 1938, die Reichskristallnacht, die zerstörten Synagogen und jüdischen Geschäfte, die Freude in den Gesichtern der Passanten. „Die Lehrerinnen unserer jüdischen Schule haben stundenlang alle jüdischen und jiddischen Lieder mit uns rauf und runter gesungen. Das hat gutgetan.“

Wenig später konnte sie nach Palästina ausreisen. Ihre Mutter schaffte es später, nachzukommen. Reiß schlug sich durch, gründete eine Familie, gebar einen Jungen und ein Mädchen. Sie hatte sich geschworen, dass ihre Kinder nicht so an ihr hängen sollten wie sie an ihrer Mutter. Heute lebt der Sohn in Kanada, die Tochter in den Niederlanden. „Viele Frauen meiner Generation haben ihre Kinder nicht selbständig werden lassen.

Bei mir war es genau das Gegenteil. Beides ist nicht gesund.“ Trotz allem besuchte sie in den sechziger Jahren mit ihrem Mann noch einmal Deutschland. Eine beklemmende Reise. „In einer Synagoge hörte ich die Melodien, die ich aus Breslau kannte. Ich konnte nicht aufhören zu heulen.“ Sie atmet tief durch. „Niemand von uns hat früher einen Ton erzählt. Wir hatten einfach Angst, dass das Schreien kein Ende nimmt.“

Reiß steht auf, will wieder zu ihrem Mann. Nie wieder wird sie nach Deutschland reisen. Sie verfolgt die Nachrichten, hat von Angriffen auf Asylbewerber gelesen und davon, dass NPD-Vertreter in Landtage gewählt wurden. „Wir waren wirklich so dumm, dass wir uns einbildeten, es habe sich was geändert.“

Shefis Enkelin wird uns später draußen nach dem Abschied von Shefi erzählen, was die ganze Zeit zu spüren und zu sehen war: Sie ist sehr stolz auf ihren Großvater. Und sie spricht vier Sprachen, weil es die Sprachen waren, die ihm das Leben gerettet haben. Jetzt aber, in seinem Zimmer, hat sie noch ein Bild von der Wand genommen, es zeigt den Großvater am Eingang des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau. Eine Aufnahme aus den Achtzigern. Shefi trägt die Uniform der israelischen Marine. In der war er am Ende seiner Karriere ein hoher Offizier. Der Besuch sei ihm eine Genugtuung gewesen, sagt er. Dann spricht der ehemalige Soldat von seinem Wunsch nach Frieden. Es sei ein Fehler, nicht mit den Palästinensern zu reden.

Er ist müde. Eine Geschichte will er aber noch erzählen, aus dem Deutschland der siebziger Jahre. Shefi kam offiziell im Auftrag seiner Armee. In einer Ecke einer norddeutschen Kaserne entdeckte er eine Hakenkreuzschmiererei. Er schwieg, bis seine Gastgeber im Offizierskasino später seine guten Deutschkenntnisse lobten. Langsam öffnete er die Knöpfe seines linken Hemdärmels. Sein Deutsch, sagte Chaim Shefi den Bundeswehroffizieren und krepelte dabei den Ärmel hoch, habe er als Hermann Spiegel gelernt. „In der Universität von Auschwitz.“ Jeder, der wollte, konnte sie sehen: die tätowierte „B12339“. Zehn Minuten lang, sagt Shefi, habe niemand ein Wort gesagt.



Da sein: Dina Doron mit einer deutschen Freiwilligen von „Dienste in Israel“.



In den Bergen über Haifa: Im Heim „Pisgat Achusa“ wohnen 80 Menschen in kleinen betreuten Apartments.

Fotos privat